

Robert Wolfgang Segel

So nah

Sehnsucht in 26 Miniaturen

mit Fotografien von Benno Wagner

Impressum

© 2022 Robert Wolfgang Segel

Fotografien: © Benno Wagner

Satz und Umschlaggestaltung: Benno Wagner

Lektorat: Helena Ketikides, Stefanie Korn, Juliane Gutzeit, Stefanie Haug, Tatjana Steer, Melanie Daniel, Sarah Brückner und Maria Löhe

Verlag & Druck: tredition GmbH, Halenreie 40-44, 22359 Hamburg

ISBN:

Paperback 978-3-347-51492-8

Hardcover 978-3-347-51493-5

e-Book 978-3-347-51494-2

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autoren unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Warum folgen wir unserer Sehnsucht nicht?

Warum eigentlich?

*Warum knebeln wir sie jeden Tag, wo wir doch wissen,
dass sie wahrer und reicher und schöner ist als alles,
was uns hindert!*

Max Frisch, Antwort aus der Stille



Robert Wolfgang Segel arbeitet als Realschullehrer in München.

Als Mitbegründer des Fürther Autorenduos „Die Schaffenskrise“ schreibt er seit vielen Jahren Texte, die nicht selten zwischen die eigenen Zeilen fallen.

Seit 2016 veranstaltet er zusammen mit dem Autor Immanuel Rouven Reinschlüssel und der Poetry Slammerin Lara Ermer die monatliche Lesebühne „Rooftop Stories“ in der Innenstadtbibliothek Carl Friedrich Eckart Stiftung in Fürth.

Sein Debütroman erscheint 2022.

✉ rwsegel@web.de

👤 [@HerrSegelSchreibt](https://twitter.com/HerrSegelSchreibt)



Bild: Simon Malik

Benno Wagner setzt in seiner fotografischen Tätigkeit einen Schwerpunkt auf analoge Verfahren. In einer Welt, in der unmittelbare Bildproduktion und permanente Dokumentation selbstverständlich sind, sammelt er alltägliche Spuren menschlichen Wirkens und verleiht ihnen mithilfe des analogen Prozesses Intensität und Zeitlosigkeit. Benno

Wagner arbeitet als Social Media Storyteller und lebt in Erlangen.

✉ wagner.benno@gmail.com

👤 [@benno_wa](https://twitter.com/benno_wa)

www.populardetour.com

Inhalt

So nah	9
So schutzlos	13
So händchenloslassend	17
So flüchtig	21
So schön	25
So unspektakulär	29
So fern	33
So golden	37
So abgekämpft	41
So leer	45
So beschämend	49
So heraus	53
So simpel	57
So spät	61
So weit	65
So tatsächlich	69
So wachsend	73
So gegeben	77
So unausgesprochen	81
So einsam	85
So geblieben	89
So trocken	93
So vergangen	97
So erhelltend	101
So unauslöschlich	105
So machtlos	109
Danksagung	113
Bereits erschienen	115
Faksimiles	117

So nah

Bald werden die grauen Schallschutzwände kommen und mit ihnen die Graffitis, die nach Heimat und Freiheit zugleich schreien.

Sie sieht aus dem Fenster, sieht die Landschaften, die neben den Gleisen vorbeihuschen.

Austauschbar und oft gesehen.

Und mit ihnen erscheinen bald Stationen, deren Namen ihre Erinnerungen wecken wie schlafende Hunde.

Wann kommst du wieder nach Hause? In die alte Heimat?

Als Ende vieler Telefonate mit ihrem Vater.

Für immer oder zu Besuch?

Fragt sie sich, sagt sie nie.

Man redet oft von Heimat, so als ob man sie fassen und in großen Dosen erwerben könnte.

Und übersieht dabei, dass es Menschen gibt, die ihre Heimat herschenken, die gehen, die nicht wiederkommen.

Doch Verschenktes bekommt man nur zurück, wenn es der Beschenkte selbst nicht mehr haben mag.

Ein erstes Herzklopfen beim alten Schild des Fürther Hauptbahnhofes.

Hier hatten sie auf dem Schulweg umsteigen müssen,
jeden Tag,

eine ganze Jugend lang.

Dort, wo sie schließlich aussteigt, in ihrem Heimatort im Fürther Norden, trägt der Bahnhof den falschen Namen.

Du brauchst mich nicht holen kommen, Papa.

Sie wollte laufen, eine Art Abschiedsrunde zum Ankommen.



Die Firma, die so vielen Arbeit gab, liegt in Schutt und Asche. Schwere Gerät lädt die Trümmer auf.

In dieser Straße hatte sie Zeitungen ausgetragen, jedes Wochenende, ein erster Schritt in die Unabhängigkeit.

Ein Fußgänger mit Hund grüßt sie,
man kennt sich nicht und kennt sich doch, hier, wie früher.
Ihre Erinnerungen bellen.

Sie wird langsamer, bleibt stehen,
versucht, all die Erlebnisse, die Enttäuschungen, die Wünsche und die Triumphe ihrer Jugend an der kurzen Leine zu lassen.

Die Enttäuschung, in keine Heimat hineingeboren worden zu sein.
Den Wunsch, in die Landeshauptstadt zu gehen, sobald wie möglich.
Der Triumph, heute den Ort auswählen zu können.

Und geht doch weiter.

Weiter durch die Kulisse ihrer Jugend, in der die Vorstellung seither weiterging, immer weiter, und sie nur noch als Statistin taugt.

Bis sie vor dem Klingelschild steht, auf dem auch ihr Name steht.
Bevor sie drückt, hält sie inne.

Wo warst du denn? Hab mir Sorgen gemacht!

Ihre Erinnerungen werden bissig.

Sie drückt.

Wir müssen uns so vieles sagen,
denkt sie,
aber wir sind noch nicht weit genug voneinander entfernt.



So schutzlos

Das Wetter eine erste Zumutung,
die Endhaltestelle als Zufluchtsort,
am Tag der Anreise in Torri.

Ungewöhnlich für diese Gegend am großen See, im Süden Europas.
Ein Warten unter dem einzig verfügbaren Dach, als die Wolken
bereits brechen. Ein Hasten zur Unterkunft, als die Tropfen etwas
kleiner werden. Ein Verbarrikadieren im gemieteten Zimmer, als es
erneut beginnt. Ein Verfluchen der eigenen Gutgläubigkeit, als er sein
Sommergepäck abstellt.

Doch er sucht kein Wetter hier, egal welcher Art,
er möchte Dinge finden, die man sowieso kaum verscharren kann,
die immer wieder aufbrechen und sich ihren Weg an die Oberfläche
bahnen.

Die gilt es zu bändigen, mit geschriebenen Worten,
keine anderen Waffen hat er zur Verfügung,
ein aussichtsloses Bemühen ohne erfahrene Hilfe.

Und er sozusagen nicht nur schirm-,
sondern auch schutzlos allen Unwettern eines Lebens
gegenüber, gerade den Unerwarteten.

Das soll sich hier ändern.
Und, als sich die Sonne doch noch Platz verschaffen kann, für ein

paar Minuten nur, eine Flucht hinein in den entvölkerten Ort, ein sprachloses Suchen nach einem geeigneten Laden. Den gibt es nicht, hier ist niemand an Unerwartetem interessiert. Vor dem nächsten Bruch entdeckt er einen Zeitschriftenladen, den er nicht nutzen kann. Nimmt sich eine Colaflasche aus dem Kühlschrank, ein touristisches Zugeständnis.

Die Besitzerin, abgeschlagen durch zu viele Gäste, sitzt mit mühsam gebändigten Locken und antrainiertem Blick für Befindlichkeiten an der Kasse. Sie weiß, dass der Fremde kein Getränk braucht, sondern ein Geschenk.

Also macht sie ihm eines, dem, dessen Wörter nicht ausreichen, dessen Schutz nicht ausreicht, weder hier, noch an anderen Stellen. Ein alter Regenschirm, unsäglicher Aufdruck, kaputte Öffnungsmechanik, vergessen von einem vorherigen Kunden, so viel versteht er dann doch, dank der Schauspielkunst der trägen Italienerin.

Der Schirm wechselt den Besitzer, nein, er bekommt überhaupt erst einen.

Und er, nun gerüstet seine Perspektive zu wechseln, weiter zu sehen, über den See hinaus.

In den nächsten Tagen ein Kurs des zähen Schreibens, ein Anlaufen gegen Unwetter aller Art, dafür mit Schirm, mit wortreicher Hilfe, also zumutbar. Er lernt, was zu bändigen und was zu verscharren ist.

An jedem Morgen meidet er den Weg am Laden, an der Schenkenden vorbei auf seiner Seerunde in den Ortskern. Eine Art Scham, gewiss, als ob er die Dauerleihgabe nicht verdient hätte.

Eine Frage, die es nicht zu beantworten gilt, nicht für ihn,

also gibt er den Schirm, diesen Wanderpokal der Unglückseeligen,
zurück nach den Schreibtagen am See.

Damit auch andere Wetterüberraschte wachsen können.



So händchenloslassend

Können es kaum greifen, hier zu sein.
Wo er doch eigentlich nicht wollte
und sie doch eigentlich nicht konnte.

Beide nach eigenen Reisen, im Verschiedenschritt entlang der Nordinsel, östlich der Pazifik und westlich das Tasmanische Meer.

Ein Nichtmehrpaar, das hier aufeinandertrifft, oder genauer: aufeinanderprallt und all die gemeinsamen Erfahrungen mit sich spült, dem jeweils anderen vorwirft mit Naturgewalt, verschwommen unter der bewegten, aufgeschäumten Oberfläche.

Weiter oben, an den Felsen gekrallt, ein jahrhundertealter Baum der Maori. Dessen Vorsprung nicht betreten werden darf, da hier Heiliges vor sich geht.

Noch weiter oben, am Leuchtturm, sitzen sie nun, gealtert trotz Jugend, händchenloslassend seit wenigen Stunden.

Obwohl vier Hände griffbereit, können sie es kaum greifen,
hier zu sein,
nicht mehr zu wollen,
und nicht mehr zu können.

Die Fahrt hierher eine Anstrengung, ein innerer Rückwärtsgang.
Wind, Regen, enge Kurven, steile Abhänge.

Cape Reinga als Endstation, die sich gegen Eindringlinge stemmt, die mit einem Ende, an Land oder in der Brust, nicht wissen umzugehen. Doch diese beiden wissen um die Bedeutung, hier, am wortwörtlichen Ende der Welt, zumindest der eigenen. Die Landzunge dient der Himmelsfahrt verstorbener Seelen der ersten Menschen. Das Ende trifft auf den Anfang, eine Umwandlung göttlichen Ausmaßes, wenn man zu glauben bereit.

Das Nichtmehrpaar ist unschlüssig, behutsam, zukunftsfürchtig. Gut eine Stunde vorher riss der Himmel auf, da hatten sie eben erst das steinerne Portal durchschritten. Die Böen flachten ab, die Welt über der Meeresoberfläche beruhigte sich.

Seitdem sitzen sie hier und blicken aufs Meer, und doch noch mehr in sich hinein.

Er macht Fotos und fragt sich, ob er sie je wieder ansehen kann. Sie denkt an den bereits gebuchten Rückflug und fragt sich, ob sie je wieder nach Hause kommt.

Jedes Ende zwingt zur Umkehr.

Fraglich nur, welche Richtung man einschlägt, und ob man jemanden dabeihaben möchte. Fragen, auf die niemand hier eine Antwort hat, nur leise Vorahnungen, die man für sich behält.

Weiter unten treiben die schrumpfenden Wellen ihre Schaumkronen vor sich her, bis sie vorne am Leuchtturm auf ihr Gegenüber treffen. Ungesehen spürt man die Verwerfungen in ihrem Inneren, wo früher eine Vermischung stattfand.

Als sie schließlich aufbrechen, weiterhin händchenloslassend, fallen die ersten Tropfen erst, als sie durch das steinerne Portal hinaus auf den Parkplatz treten. Er startet das Auto, nimmt beide mit, im Vorwärtsgang.

Und doch fahren beide in unterschiedliche Richtungen.



So flüchtig

Ich habe die Hinterbeine entdeckt.

Du den Schwanz.

Eine sekundenbrüchige Flucht, ein spurloses Verschwinden in einer der ungezählten Felsspalten.

Die winzigen, sattgrünen Schuppen, die feinen, sandfarbenen Streifen, perfekte Symmetrie, jede einzelne Eidechse ein weiteres Wunder.

Eines, das sich auf den ersten Blick erkennen ließ, einen zweiten gab es kaum.

Eines, das sich nicht abnutzen ließ, ein echtes also.

Hier, auf dieser Halbinsel, sind die Wunder zu finden, aber kaum einzufangen.

Wir hatten es bis dorthin geschafft, fast vier Stunden mit dem Mietauto ab Thessaloniki, durch oder trotz unserer Sprache, diesem Serviettengriechisch.

Kalispéra zur Begrüßung.

Efharisto zum Abschied.

Eine touristische Frechheit, toleriert durch die Einheimischen, wenn die Deutschen in einer der zahlreichen Tavernen versuchen, Mittelmeerfisch zu bestellen.

An einem Abend dieser erfolglosen Spätsommertage dann ein Griech am Nebentisch, freier Oberkörper, unrasiert, sonnengegerbte Haut, der Älteste im Lokal. Eine Art Pförtner der Hungrigen, der Urlaubsmüden,

denen er ein zahnloses Lächeln und unbekannte Wörter schenkt.

Wir betrachteten unsere Tagesfotos, graue Schnappschüsse mit einzeln verwischten, grünen Punkten. Der Alte sah hiniüber, sagte nur *σαύρες* und präsentierte uns eines dieser so scheuen, atemberaubenden Tiere auf seiner flachen Hand. Er lachte, ließ das kleine Reptil ruhig sitzen und sagte: *είναι σαν την ευτυχία*.

Die Bedienung brachte gebratene Pilze, Eingelegtes, gefüllte Zucchini-blüten, sagte *Er redet vom Glück. Immer, immer!*, bevor sie dem Alten seinen Wein hinstellte und wieder ging.

Eυτυχία sagte der Einheimische noch einmal und hielt uns die Eidechse hin. Wir erkannten mehr als Hinterbeine, mehr als Schwanz, ja, auch mehr als sattgrüne Schuppen und sandfarbene Streifen.

Wir sahen einen Weg, das Glück zu halten.

Der Alte war Sammler, kein Jäger.

Eine Demonstration der Zufriedenheit, die sich nicht mit Handyfotos einfangen lässt.

Am nächsten Tag der erneute Versuch am Strand von Mylopotamos.

Wir sahen sie vorbeihuschen, regelrecht fliehen, die Felsspalten, die Schatten der Feigentriebe nutzend.

Mehr Jagd als Sammlung,

ein hoffnungsloses Einfangen gar,

bis du doch eines der Tiere zu fassen bekamst, es flüchten konnte und uns nur sein verzichtbares Körperteil zurückließ.

In diesem Moment wurden wir uns uneinig.

Denn du sprachst noch immer vom Glück.